

LIEBER  
GOTT  
ALS  
NOCHMAL  
JESUS

ILJA  
RICHTER

ELSINOR



Leseexemplar

Ilja Richter

Lieber Gott  
als nochmal Jesus

Fast eine Beichte

Elsinor

*Lieber Gott als nochmal Jesus*

*Ich glaube nicht an Gott, aber ich vermisse ihn.*

Julian Barnes

PAGO (Verleger) Muss der Buchtitel «Lieber Gott als ...», na, Sie wissen schon, wirklich sein? Gott den Vorzug vor Jesus zu geben? Warum?

RICHTER Weil der zuerst da war. Gott ist immer da. Kommt Jesus zurück, kommt es ganz auf die Stimmung des Herrn an.

PAGO Von Gott oder von Jesus?

RICHTER Keine Ahnung! Sie sind doch hier der Katholik.

PAGO Herr Richter, ich habe es Ihnen schon so oft gesagt. Zum letzten Mal: Gott und Jesus sind für uns Christen untrennbar. Also stellt sich für uns ja nie die Frage: Lieber Gott als nochmal, na, Sie wissen schon.

RICHTER Ich zweifle eben.

PAGO Sehr gut. Descartes meinte auch, dass der Zweifel der erste Schritt zur Weisheit sei. Was soll's! Ich bin ja nur der Verleger. Aber in Gottes Namen: Der Titel bleibt. Immerhin sind Sie bereit, Religiöses zu beichten, ohne Christ zu sein. Das klingt versöhnlich.

RICHTER Danke, Doc. Und was den Buchtitel angeht, der ist ja sowieso nur ein Zitat aus Victor Paschotka-Lewinskis Erzählbändchen «Zwischen Kreuz und Davidstern». Der Verlag existiert nicht mehr.

PAGO Na schön. Kein Verlag, Autor tot, damit kann ich leben; nur noch eine letzte Frage: Gab es ihn wirklich, diesen beinlosen Pastor, oder ist das jetzt auch nur wieder so ein ...

RICHTER Besuchen Sie mich. Auf meinem Schreibtisch in Berlin finden Sie ein Foto mit dem legendären Gottesmann. Man sieht ihn in vollem Ornat.

PAGO Als Knastpastor?

RICHTER Nein, das war vorher. Bevor er von Berlin nach Sachsen versetzt wurde. Ich bin sogar im Besitz eines ganz persönlichen Dankschreibens aus der Strafanstalt in Sachsen. Wissen Sie, ich war ja mal dort, weil ich ...

PAGO Jetzt wird es spannend, lieber Herr Richter, Sie waren im Knast?

RICHTER Als Gast. Jetzt sind Sie enttäuscht, lieber Herr Doktor, oder?

PAGO Ein wenig schon. So ein vorbestrafter Ilja Richter, der zum ersten Mal darüber spricht, dass er ...

RICHTER Klar. Das hätte die Auflage etwas ange... Aber ich hatte dort nur ein Solo für die Knastbrüder zu absolvieren. Ein Karl-May-Programm. Tut mir leid.

PAGO Glück gehabt.

RICHTER Also, wie sieht es aus? Drucken Sie den Gastautor, Doktor?

PAGO Ja. Wir drucken ihn, Ihren Victor Paschot... – mein Gott, wie kommt man bloß zu so einem Namen?

# Zwischen Kreuz und Davidstern

*Auszug aus einer Erzählung von  
Victor Paschotka-Lewinski*

## *Prolog*

Ich trage einen unbedeutenden Namen. Dafür ist er wenigstens schön lang. Es liegt sehr viel Leben rund um meinen unscheinbaren Bindestrich.

Nehmen Sie nur mal Paschotka, das ist der katholische Zweig, und der Name Lewinski ist eben der jüdische Zweig. Was für ein Bäumchen! Was für Verzweigungen.

Meine polnisch-katholische Mutter, Irina Paszotka, liebte den jüdischen Schuster Victor Lewinski. Ein Skandal im Städtchen Jędrzejów. (Versuchen Sie erst gar nicht, das korrekt auszusprechen. Sagen wir einfach, das Kaff liegt in der Nähe von Krakau.) Schluss mit der Heimlichkeit einer verbotenen Liebe und hinein in die Legalität! Auch ihre Mutter bestand darauf. Sie heirateten. Noch in Krakau. Sogar katholisch. Irina zuliebe. Und sehr mutig von einem jüdischen Konvertiten in einem so engstirnigen Kaff. Übergetreten aus Liebe, nicht aus Überzeugung. Auch muss mein Vater, Victor, wohl so viel Herzensbildung besessen haben, dass dies seine mangelnde Schulbildung überstrahlt hat. Sonst hätte Irina als bürgerliche Korbfabrikantentochter ihm einen gegeben. Aus Vaters Fabrik, in der sich sehr viele Arbeiter und Arbeiterinnen ihr täglich Brot «erflochten». Und da kommt der kleine Schuster auf der Kirmes daher und tanzt sich nach oben! Zum Pogrom reichte es (noch) nicht. Jędrzejów war mit sich selbst mehr beschäftigt als mit diesem Führer, der wie Charly Chaplin aussah. Nur nicht so komisch. Es war übrigens ein Film mit dem berühmtesten Tramp der Filmgeschichte, den

meine zukünftigen Eltern im einzigen Kino ihres Städtchens sahen. *Golddrausch* hieß er. Da es eine Einladung Victors gewesen war, revanchierte sich nun Irina mit einem Besuch einer Vorstellung von *Romeo und Julia*. Das Theater war beiden vertraut, denn es war sowohl Kino als auch Gastspielort. Das Publikum, bei *Golddrausch* so ärmlich angezogen wie der Tramp da oben auf der Leinwand, bot nun eine ganz andere Schicht. Eine goldbehangene Kleinbürgerschicht. Alles Talmi. Eine die große Welt kopierende Kleinbürgergesellschaft, wie es sie immer geben wird. Mit Kultur als Feigenblatt für nackte Unmenschlichkeit. Verpackt in religiöse Gesetze, die ein Jesus nie akzeptiert hätte. Diese verlogene Bagage mit dem geistigen Gepäck eines in die Gegenwart verschleppten Mittelalters liebte das Theater; es folgte Shakespeares Balkonszene zum x-ten Mal. An jenem Schicksalstag, den meine Mutter in ihrem Tagebuch schildert, war das Publikum mehr an der Balkonszene in der Familienloge interessiert. Vater Paszotka hatte sie als fleißiger Theaterbesucher ehemals gemietet, blieb aber *Romeo und Julia* am 13. Januar 1935 fern. Noch ferner der renitenten Tochter. Er wolle sie enterben, drohte er, wenn sie den Judenschuster heiraten sollte. Hatte sie ja längst. Ihrer Mutter Segen inklusive. Also kaufte die missratene Tochter zwei Karten für die vakante Theaterloge und genoss, wie ich ihren krakeligen Einträgen ins Tagebuch entnahm, die auf sie gerichteten Theaterferngläser. Ein paar Feldstecher dürften auch dagegewesen sein. Denn so mancher Ehemann in der Stadt liebte eher die Jagd. Das Theaterabonnement gönnte man sich nur der Gattin zuliebe. Passionierte Jäger. Adelsparodisten. Bald würden sie Nichtarische, alle diese Lewinskis, jagen. Noch war Polen nicht verloren. So glotzen sie also, alles brave Kirch- wie Theatergänger, ohne Interesse, ob es nun die Lerche oder die Nachtigall gewesen sei, die Romeo an seinen Abgang erinnerte, auf das skandalöseste Liebespaar der Weltgeschichte von Jędrzejów.

Auf Irinas Verwandtschaft, so katholisch sie auch war, trifft der alte jüdische Spruch umso mehr zu, der da lautet:

«Mischpoke darfst du haben, aber böse sein musst du.»

Die einzig tolerante Verwandte war Victor's Schwiegermutter. Sogar die Nottaufe hatte sie arrangiert, schob dem bestechlichen Priester in Krakau ein Schweigegeld zu und starb. Wie neugeboren hat er sich bestimmt gefühlt. Der frisch gebackene Katholik blieb auch nach dieser Zeremonie ein jüdischer Schuster; dem allmählich die Kundschaft weglief. «A Jidd bleibt a Jidd», sagen sie. Irina schreibt in besonders zittriger Schrift: «Nichts hält mich mehr in Jędrzejów nach Mutter's Tod. Kurz davor waren wir doch noch, großer Gott, ich will es nie vergessen, gemeinsam im Kino gewesen. Victor, Mama und ich. Wieder saßen wir in der Loge, wo ich zuvor mit Victor den Shakespeare gesehen hatte. Meine Mutter mochte Victor. Dem Himmel sei Dank. Aber offiziell konnte sie sich nicht zu einem nicht einmal protestantischen Schwiegersohn bekennen. Geschweige jüdisch! «Also, Taufe muss sein, ohne Kirche keine Hochzeit.» Immerhin muss sie ja neben ihrem Konvertiten, dem «Victorchen», auch noch andere «Lieblingsjuden» gehabt haben, die ihr als stolzer Polin durchaus zugesagt haben. Da findet sich im Tagebuch meiner Mutter über ihren letzten Kinobesuch folgende Eintragung. «Mama kuckt auf die Leinwand, drückt plötzlich Victor's Hände und stammelt: «Unser Kiepura!» (Die Wochenschau zeigte gerade Jan Kiepura auf der Leinwand.)»

Der polnische Operetten- und Filmstar Jan Kiepura wurde in Deutschland gefeiert, als längst die deutschen Künstler jüdischer Herkunft Berufsverbot hatten. Ich konnte mir diesen menschlichen Irrtum meiner Großmama gut vorstellen. Ob meine Mutter auch so empfunden hat, ist aus ihren Eintragungen nicht herauslesbar. Glücklicherweise war sie mit ihrem Victor, dessen Vornamen ich bis heute trage und mir keine Kritik an der grenzenlosen Naivität erlaube. Der Rückblick auf Denkfehler macht uns nicht klüger. Aber weiter im Tagebuch:

«Unser Kiepura!» wiederholte Mutter. Nun sahen wir, wie unser polnischer Sänger zwischen Reichsmarschall Göring und Propagandaminister Goebbels für die Film- und Fotokameras bereitstand. «Ein Festakt!»

Drei Tage zuvor hatte mein streng katholisches Mamachen noch ein Viertel des Privatkontos von meinem geizigen Papachen abgeräumt und mir die goldene Geldbombe in mein Mädchenbett gelegt.

«Es wird heut Nacht besonders kalt. Du brauchst eine Wärmflasche», sagte sie. Diese Worte sollten mich noch wärmen, als ich meinen Victor längst verloren hatte – für immer. Einen Sohn von ihm bereits unter meinem Herzen.»

Und so wurde ich ihr Victor junior. Wie gern hätte ich mich bei Irinas Mutter für ihre Toleranz den Juden gegenüber bedankt.

Man muss sich das mal vor Augen halten:

Weitsichtig, dass sie ihre Tochter, meine spätere Mutter, so gut abgesichert hatte. Vom Vater enterbt, floh Irina mit ihrem Victor, also meinem späteren Vater, aus dem verdammten Jędrzejów für die Hochzeitsnacht in den exklusiven polnischen Wintersportort Krynica-Zdrój. In der Hoffnung, dort das Traumpaar Kiepura/Eggert zu treffen, weil diese Top-Künstler dort ein Luxushotel betrieben. HOTEL PATRIA. Die Rechnung für die Hochzeitssuite in jenem polnischen Luxusort konnte Irina ohne Schwierigkeiten bezahlen. Irina und Victor reisten ja mit der Bombe der Mutter. Aber Kiepura und Eggert waren mal wieder in Deutschland. «Schade», notiert meine Mutter kindlich:

«Da verbringt man seine Hochzeitsnacht unter dem Dach des polnischen Caruso – und dann singt er schon wieder in Deutschland. Schade.»

Man hatte Kiepuras Filmpremiere begeistert gefeiert. «Ob blond, ob braun, ich liebe alle Frauen», damit hatte der jüdische Tenor die Straßen und Hinterhöfe Deutschlands im Sturm erobert. Während Hitlers Sturmtruppen zu diesem

Zeitpunkt längst dafür sorgten, dass Nichtarier, ob blond, ob braun, in schwarzer Milch untergingen. Tenor bleibt Tenor!

Kiepura sang Arien – für Nichtarier und solche, die noch glaubten, dass eine Nottaufe ins normale Leben zurückführen könnte. Wie Großmama. Aber das Großdeutsche Reich dachte menschlich kleiner.

Selbst 1936 noch – als meine Eltern, naiv wie Kiepura, aber eben nicht so prominent wie dieses Traumpaar, in Wien in der Porzellangasse 9 einen ORTHOPÄDISCHEN SCHUHLADEN eröffneten und mit PASCHOTKA eingedeutscht den typisch jüdischen Namen «Lewinski» zu vertuschten suchten. Auch aus geschäftlichen Gründen. Doppelnamen klangen einfach zu speziell. Der Bindestrich zwischen zwei Namen war noch nicht in Mode. Dagegen hat Orthopädie immer Saison. Gesundheitsschuhe waren die Spezialität meines Vaters. Einen Schuh dem kranken Fuß anzupassen, das war sein Kunsthandwerk. Als polnischen Juden gelang dem «nichtarischen» Ehepaar Kiepura/Eggert noch der Balance-Akt. Sogar 1936 hieß das Zauberwort «Co-Produktion». So drehten sie reine Liebesschnulzen, als «Reinrassigkeit» bereits zum Gesetz geworden war. Deutsch-französische Produktionen, etwas später deutsch-österreichische Filme. Kiepura baute dann, mutig, immer noch ein Liedchen auf Polnisch in die Geschichte ein. Gegen den Willen seiner englischen, französischen Co-Produzenten. Die deutsche UFA drückte sowieso ein Auge zu, solange der Propagandaminister keinen Druck ausübte. Und was war mit dem DEUTSCH-POLNISCHEN INSTITUT, für das Kiepura, Sohn einer katholischen Mutter und eines jüdischen Bäckers, auf der Eröffnungsgala gesungen hatte? Noch war für Polen alles offen – wenn man mit Prominenz der NS-Sache dienen konnte. Und einen ausländischen Pass hatte – den «edelsten Teil des Menschen», wie es in Brechts *Flüchtlingsgesprächen* heißt. Was hieß das zu Beginn für das immer noch gefeierte Traumpaar Eggert/Kiepura? Hochsaison als Hotelinhaber!

Sogar die holländische Königin hatte vor Kurzem noch eine Suite bei ihnen in dem polnischen Skiparadies gebucht. Wer weiß, vielleicht war es ja sogar die gleiche Suite, die sich meine Eltern für die Hochzeitsnacht gegönnt haben? Warum sind meine Eltern damals nicht in dieses prinzipiell viel ausländerfreundlichere Holland geflohen? Sogar das erste Haus am Platz in Amsterdam heißt damals wie heute KRASNA-POLSKY. Aber was sind Namen? Der Besitzer war ein Deutscher. Außerdem wäre beim Einmarsch Hitlers auch meine Mutter wegen Rassenschande ums Leben gekommen. Also blieben sie in Österreich. Jan Kiepura, der Sohn eines kleinen polnischen jüdischen Bäckers, buk auch nach 1938 keine kleinen Brötchen. 1937 sahen ihn meine Eltern noch in einem Wiener Kino. Mit seiner Frau. Anlässlich ihrer Premiere verbeugten sie sich. Mutter schreibt: «Gestern mit Victor in ›Zauber der Boheme‹ gewesen. Herrlich. Und diese Kleider von der Martha Eggert – leisten könnt ich mir so etwas jetzt nicht mehr. Mit Dir im Bauch, mein kleiner Victor!»

Nach dieser Eintragung schloss ich das Tagebuch, weil meine Tränen nicht Mutters liebe Zeilen in einen hässlichen Tintenklecks verwandeln sollten.

Was weiß man schon als Embryo in seinen besten Tagen, weich und warm, wie es nie wieder sein wird draußen, von schwarzen Ledermänteln, die an einer Haustür nicht mal klingeln werden; mit der Tür ins Haus gefallen waren sie. Das Ende vom Lied?

Ich komm raus und schrei, Jan Kiepura landet an der MET und Vater Victor senior im KZ. Für mich, Victor junior, hätte es schlimmer kommen können.

Man kann sich seine Retter nicht aussuchen. Ein polnischer Kollaborateur und Gestapo-Spitzel, Stanek Polemski, warb um seine erste Liebe: meine Mutter, die wieder Paszotka hieß. Aber nur kurz. Durch Zwangsheirat wurde sie eine Polemski. Irina zitiert noch kurz ihren Vater: «Sei froh, dass dich der Stanek überhaupt noch will. Mit deinem Judenbalg! Er liebt

dich eben. Immer noch.» Das sind die letzten sehr schwer lesbaren Zeilen im Tagebuch. Die leer gebliebenen Seiten ihres unglücklichen Lebens habe ich versucht mit meinen Worten zu füllen. Als Roman. In Liebe und Dankbarkeit.

Der Mann, der meine Mutter trotz ihrer «Rassenschande» mit einem Lewinski geheiratet hatte, adoptierte mich und blieb auch 1948, als er Bürgermeister von Jędrzejów wurde, offiziell mein Vater. Damit hatte er Irina vor den Nazis gerettet. «Judenhure» nannte man sie auch nach 1945: Stanek liebte Irina sehr, aber die Korbfabrik von Schwiegervater Paszotka mindestens ebenso. Mehr will ich nicht dazu sagen. Lieber noch ein paar Worte über meinen Vater. Die Recherche war so erfolgreich wie grauenhaft.

## Victor junior über Victor senior

Solang man meinen Vater als orthopädischen Schuster benötigte, nutzte er sein Handwerk, um den Meistern des Tötens ein Schnippchen zu schlagen. Mit Leder, Hammer und Nägeln. Der dortige Lagerkommandant humpelte nämlich. Neuankömmling Lewinski, noch ungeübt im Beherzigen der Lagergesetze für Gesetzlose, ging auf ihn zu, lächelte und empfahl sich als Spezial-Schuster. Dies empfand der Kommandant (er hieß übrigens Otto Böhmer und war in Rheydt mit Goebbels zur Schule gegangen) als unglaubliche Anmaßung eines «Untermenschen». In seinem Tagebuch findet man die Eintragung:

Sachsenhausen, 20. November 1938

«Polnischer Jude hat mir seine Dienste als Spezial-Schuster angeboten. Geht auf mich zu, als sei er ein Mensch. Gab ihm gleich eins mit der Gerte über den Schädel. Leider schmerzt mich seit Verdun der linke Hacken mehr und mehr; werde den Scheißjuden mal ranlassen. Und wenn die Stiefel bequem sind, besetz ich damit Polen.»

Ein holpriger Aphorismus über Schuhe, der aber am 1. September 1939 zum Tragen kam.

Lewinski schusterte also um sein Leben. Verkürzte Beine sollten ihn retten. Er fertigte Stiefel für seine zukünftigen Mörder. Zur Zufriedenheit des Kommandanten Böhmer. Sein Gang war endlich wieder ein aufrechter; und Joseph Goebbels, der rheinische kleine Doktor Hinkfuß in Berlin, wagte sogar das Walzertanzen seit Böhmers Freundschaftsdienst, als er den Meister für Spezial-Schuhe kurz mal auslieh. Man hatte Lewinski unter Bewachung zu Goebbels gebracht. Dieser

hatte zuvor, auch das ist belegt, einen jüdischen Schneider für seinen Frack verschlissen. Der Frack überlebte. Nun ging es um die Schuhe für den Minister. Der dürfte Lewinski beim Maßnehmen auf Knöchelhöhe wohl kaum die Hand gegeben haben. Dafür den Fuß. Gebückter Jude.

Doch nach Lewinskis letztem Stiefeletten-Paar für den nun weniger hinkenden Minister ging mein Vater durch den Schornstein. So platzte ich als sündige Frucht in eine polnische Welt, in der es nach 45 noch weniger Juden gab als in Deutschland. Meine Mutter starb und liegt ganz katholisch und doch verachtet in Jędrzejów in der Familiengruft der Korbfabrikantenfamilie Paszotka. Gerade weil die Fabrikantentochter dem kleinen jüdischen Schuster, meinem Vater, keinen Korb gegeben hatte, trage ich seitdem den Doppelnamen – sowohl Paszotka als auch Lewinski.

## Lewinski über Kaminski ... Zwei Herren in anderen Umständen

Ich klammerte bis zu meinem 18. Lebensjahr den Namen Lewinski aus, trug den meiner katholischen Verwandtschaft ungerne, aber sicherheitshalber. Denn in Warschau machte sich das für einen Studenten der Theologie Mitte der 50er Jahre einfach besser. Hatten meine Landsleute doch längst Auschwitz als deutsche Schuld auf polnischem Boden dem bösen Nachbarland zugeschoben. Hatte ich meine bitteren Kinderjahre in Jędrzejów endlich hinter mir, aber nicht verarbeitet, half mir mein Seelenbruder Jesus als Geheimnisträger, die Schläge meines Stiefvaters Stanek Polemski in heilenden Glauben zu verwandeln. Warschau war im Großen auch nicht besser als das kleine Dorf, dem ich entflohen war, aber: unterhaltsamer. Und polnische Studentinnen im Bett waren mir gegenüber weitaus toleranter gesonnen als antisemitisch gesinnte Professoren an der Uni. Am meisten aber fürchtete ich mich vor meinem Stiefvater Stanek. Was mache ich, wenn dieser opportunistische Paulus den Saulus raushängen lässt und Karriere macht. Weit über Jędrzejów hinaus?

Hatte ich doch zwischen meinem fünften Lebensjahr bis hin zur Pubertät nicht die Möglichkeit, dem besoffenen und schlagenden Witwer auch noch die andere Wange hinzuhalten – weder intellektuell, noch physisch: Polemski schlug mich, Gott sei Dank, nie ins Gesicht, sondern auf mein «Gegenteil» – und so hatte ich vor, allen schlagenden Christen dieser Welt die Arschkarte zu zeigen. Protest war mein heimlicher Name. Gleich nach Paszotka! Pfarrer wollte ich werden. Ich entschied mich für den Weg Luthers. Kein persönlicher Freund von mir. Aber wer eine wilde Nonne ehelicht, kann

nicht ganz schlecht sein. Der Mann hatte Mut. Wenn auch wenig Toleranz meinen Lewinskis gegenüber. In Warschau protestantisch im Namen Gottes zu wirken, hatte fast schon wieder etwas Jüdisches. Die Bänke, die in Polen umzuwerfen waren, befanden sich nun aber nicht wie vor 2000 Jahren in den Tempeln. Eher im Sejm – dem Parlament mit den zwei Kammern. Wir sprechen von Warschau und nicht von Jerusalem. Wo war denn hier noch jüdisches Leben? Was meine Landsleute nicht allein bewältigt hatten, wurde von den Deutschen nach 1939 gründlicher und noch konsequenter umgesetzt. Zwischen christlichem Stern und dem jüdischen Stern war doch alles erloschen. Als ich dann meinem Stiefvater auf dem jüdischen Friedhof bei seiner Gedenkrede zuhören musste – als einem Retter meiner Mutter und von mir, seinem Adoptivsohn, den er liebe wie sein «eigen Fleisch und Blut», habe ich mich hinter einem Stein irgendeines Vaters meiner Urväter übergeben. Da hat er geglottzt und hätte mich nach der Feierlichkeit – anlässlich des Aufstands im Warschauer Ghetto – im heimischen Jędrzejów besonders kräftig verprügelt. Aber unser Dorf hatte gar keinen jüdischen Friedhof; er hatte die Rede in Krakau gehalten. In Krakau wollte er ja karrieretechnisch weiterkommen. Bei der Kreisverwaltung. Da wurde nichts draus. Stanek starb in seinem Dorf dank einer verschluckten Gräte.

Wenn ich so zurückblicke:

Voller Genugtuung hatte ich mich als kleiner Junge auf meinen kleinen Fluchten vor dem verlogenen Stanek in der Ruine der Korbwarenfabrik Paszotka versteckt. Nicht einmal enteignet wurde die Fabrikantenfamilie nach 1945 – alle tot waren sie, diese verdammten Katholen. Vergessen Sie mal kurz den Seelsorger. Ich tu es auch. Ich wiederhole: «Diese verdammten Katholen noch einmal abzustrafen!», rief ich damals in den Ruinen von Mamas buckliger Verwandtschaft.

«Geschieht euch recht, verfluchte Christenbande! Mama habt ihr ins Grab getrieben. Und Papa hat noch nicht mal eins.»

Ich widmete mich weiterhin meinem protestantischen Studium auf vermintem Gebiet, sah im polnischen staatlichen Fernsehen regelmäßig die Livesendungen von André Kaminski – dem einzigen jüdischen Helden eines ansonsten gänzlich «judenfreien Staatsfernsehens». Aber den Kaminski, den leisteten sie sich, diese Bonzen – als Alibi-Juden. Oh, dieser Kaminski! Dieser rasende Reporter, wie einst der Kisch, der nicht an Gott glaubte. Kaminski aber sehr wohl. Und ich glaubte auch an den Kommunismus (noch!) wie der Kaminski ursprünglich doch auch. Aus der sicheren Schweiz war er zu uns nach Polen gekommen. Seiner Zuschauerrolle hatte er sich geschämt, der jüdische Junge im calvinistisch geprägten Steuerparadies für Millionäre und Kriegsprofiteure. Ins 21. Jahrhundert wollte er fahren, weil er meinte, nun an der Utopie eines Sozialismus mit menschlichem Antlitz mitarbeiten zu können. 1948 war das, als er glaubte, über das Fernsehen als Sende-Messias auf das Land einwirken zu können. Und er wirkte: obwohl Jude. Und trotzdem beliebt. Wie lässt Kaminski seine Romanfigur, seinen zynischen TV-Direktor orakeln: «Darum sind Sie so beliebt, Herr Kiebitz! Man hofft, dass Sie gelegentlich gekreuzigt werden. Auch Christus ist beliebt in diesem Land. Obwohl er ein Jude war. Er hat sich für die Menschen geopfert – und weg war er. Genau das erwartet man auch von Ihnen.»

So wollte ich werden – so wollte ich wirken. Er im TV und ich von der Kanzel. Aber nie von oben herab. Und wenn ich nicht seine Live-Reportagen mit den heikelsten Themen verfolgte, von Abtreibung bis hin zu Gewalt in der Ehe, sehnte ich mich nach den italienischen Filmen von Vittorio de Sica! Katholischer Herkunft und dennoch ganz links. Sein *Wunder von Mailand* versprühte jenen Heiligen Geist, der für mich auch nicht zu Pfingsten auf mich niederkam. Als Kaminski Ende der 50er Jahre wegen seiner Reportagen gegen den Antisemitismus im Land endgültig von der Bildfläche verschwand, dachte ich an Ausreise. Schließlich hatte sich der mutige

Reporter und Publizist doch auch eines Besseren besonnen: seines Schweizer Passes nämlich, den er, trotz polnischer Wurzeln, nie abgegeben hatte. Warum mache ich es nicht ebenso, sagte ich mir. Aber ich hatte keinen Doppel-Pass. Wir schreiben das Jahr 68, und mein Staat macht sich nicht die Mühe, mich auszubürgern, wie bei Kaminski! Der war es ihm wert, sich seiner ganzen Wertlosigkeit für den Sozialismus demonstrativ zu entledigen. Ich hatte nur einen Doppelnamen. Ein kleiner Protestant ohne Amt war ich. Ich hielt durch bis 1976; nun schon ein protestantischer Gottesmann in katholischem Land. Dann starb auch noch mein italienischer Filmgott in Rom: Vittorio de Sica! Nachts träumte ich, wie de Sica nun selbst wie einst seine armen Kinohelden in meinem Lieblingsfilm anno 48 gen Himmel aufstieg: per Besen! Alles arme Schweine. Dicht gefolgt von André Kaminski. Aber: Halt! Der Schweizer Jude, der Polen ein wenig menschlicher machen wollte, der lebte doch noch. Und sogar sehr gut!

Hut ab vor Kaminski, sagte ich mir und betete als nun fix und fertiger Pfarrer für de Sica ein Vaterunser. Auf dass sich auch für links gestrickte Komödianten wie ihn die Himmelsporten öffnen mögen. So geschehen im Himmel. Und für mich auf Erden?

Und, oh Wunder, die ersehnte Pforte öffneten sich auch für mich Richtung Gelobtes Land. Nun gut: Die Schweiz war es nicht, auch Rom nicht. Das eine zu teuer, das andere zu katholisch für meine verletzte polnische Seele; also entschied ich mich 1977 für die Insel der Seligen: für West-Berlin. Dachten Sie Ost-Berlin? Das wäre ja nur eine deutsche Variante meines weiteren Unglücks gewesen. Als Jude. Und das auch nur halb, nach Nürnberger Rassegesetz. Das Gesetz verschwand. Die Würschtel blieben. Bei aller Skepsis vor irgendeiner Lebensform mit einem Ismus am Ende hatte ich mich für den Protestantismus entschieden. Als protestantischer Geistlicher fühlte ich mich im protestantischen Berlin wohl. Glückliche, nach langen Irrungen und Wirrungen angekommen zu sein,

war ich dennoch erschöpft und theologisch mit einem Hang zu erotischen Tagträumereien geistig und physisch in Gefahr. Dann geschah es. Ich hatte an der Ampel von einer Theologiestudentin aus meiner Studiengruppe geträumt. Leider nicht die einzige meiner Fakultät, der ich weniger aus Nächstenliebe nachgestiegen war. Zu viele Frauen im Kopf und zu wenig Gott. Schon damals tendierte ich stark zum Symbolismus altmodischster Prägung – es war ein VW-Transporter mit Musikern von der Heilsarmee, der mich vom Wege des Lasters schicksalhaft umgelenkt hat: Pastor wurde ich! Ein Prediger im Rollstuhl. Auf meinem Schreibtisch steht noch immer der Spruch von Freifrau Marie von Ebner-Eschenbach, der mir zum Wahlspruch meines Lebens wurde: «Gelassenheit ist eine anmutige Form des Selbstbewusstseins.» Und gleich daneben steht nicht zufällig mein kleiner Jesus von Barlach. Blasphemie? Nie! Nichts Menschliches ist mir fremd. Kurz vor meiner Pensionierung werde ich die mir noch verbleibende Zeit als Kettenraucher und Flachmann-Liebhaber – nach der Predigt, nie davor (!) –, nicht dafür missbrauchen, mich über den Mangel an Liebhaberinnen zu beklagen. Meine Kirche gab mir ein Dach, wenn es auch zuletzt das Dach eines Gefängnisses sein sollte. Auch dies sehe ich als ein Geschenk des Schicksals an und nicht als Strafe.

Immer wieder ratlos unter der Kirchenkuppel, und dennoch: Zwischen Kreuz und Davidstern lebte ich mein Leben als Gottesmann. Dabei hätte ich einen so guten Rabbi abgeben können. Aber ich hielt mich theologisch an die praktische Arbeit als christlicher Paschotka. Tief, tief in mir bin ich auch ein Lewinski und lasse beides zu. Ein in mir verankerter Doppelbeschluss ist das. Luther zum Trotz. Eine Art Protest meinem Bruder Martin gegenüber war alles, was ich schrieb. Und so wurde ich von meiner Kirche als Hobbyautor zunächst geduldet, dann gemieden und zuletzt strafversetzt. Dieses Wort fiel natürlich nie. Schließlich ist es keine Strafe, in der Provinz Gott zu dienen. Ich schrieb also, und

zunächst schien das alles auch gar kein Problem zu sein. Das änderte sich. Meine Erzählung, mit betont ernsthaftem Titel, hinter dem sich aber auch ein Hauch von satirischer Kritik verbarg, wäre kein Problem, meinte mein Dekan noch scherzend. Doch sein Bischof, und damit auch meiner, nahm mich als Hobbyautor sehr ernst und veranlasste, das nach dem Mauerfall so zart wieder aufkeimende Pflänzchen der Ökumene vor mir schützen zu müssen. Nicht meine harte Kritik an der Kirche wurde zum Problem, nein, nur ein alberner Witz war es, den ich dem Rabbi von Venedig in den Mund gelegt hatte.

### *Der Witz*

In einer Klinik in Meran erscheint eine nicht mehr ganz junge Frau aus Sizilien beim Chefarzt und sagt: «Was soll ich bloß machen, Herr Professor? Ich weiß, eine Abtreibung können Sie hier nicht vornehmen, aber meine Familie und die Mafia – die schlagen mich tot, wenn ich Mutter werde.» Darauf der beherzte Arzt: «Natürlich machen wir hier keine Kindstötung, aber machen Sie sich mal keine Gedanken, Signora; kommen Sie einfach kurz vor der Geburt zu mir, Sie können das Kind dann hier bei mir zur Welt bringen.» Als es so weit ist, hat der Arzt zufälligerweise den Bischof von Meran wegen einer Blinddarmreizung als Patienten; er liegt nur ein paar Zimmer weiter auf einer anderen Station. Der Arzt operiert den Bischof, und als dieser aus der Narkose erwacht, fragt er ängstlich: «Und? Wie ist die Operation verlaufen, lieber Herr Professor?»

«Nun, im Prinzip gut. Allerdings handelte es sich nicht um Ihren Blinddarm, Monsignore. Ich konnte Sie von einem gesunden Knaben entbinden.»

Darauf der Bischof überrascht, doch euphorisch:

«Ein Wunder!»

Er lässt sich den Jungen bringen, nimmt ihn liebevoll zur Brust, gibt ihm einen Namen, überlässt die Erziehung dem Internat in Salem; sichert ihm finanziell sein zukünftiges Studium im Land seiner Wahl. Die Jahre vergehen. Als er 18 Jahre alt ist, lässt Monsignore den jungen Mann zu sich kommen und sagt zu ihm:

«Mein Sohn, du bist in dem Glauben aufgewachsen, dass ich dein Vater bin. Ich bin nicht dein Vater. Ich bin deine Mutter! Dein Vater ist der Bischof von Bozen!»

Auf der Kanzel hatte ich den Witz 1995 nicht erzählt. Schon gar nicht in Dahlem-Dorf, wo man erst am nächsten Tag darüber gelacht hätte. Wenn überhaupt. Witze von der Kanzel aus – immer ein Problem. Nicht mal didaktisch. Höchstens mit der Verklemmtheit von Würdenträgern spielte der Witz. Was soll's. Ich hatte so viele provokante und ernste Angriffe auf die eigene Kirche in den Roman gesteckt – nach allen Seiten –, also nahm ich mir die Frechheit, albern zu beginnen um dann gegen all das Unmenschliche anzuschreiben. Und immer mit Gott. So mein Plan. Aber wie heißt es in dem alten hebräischen Sprichwort: «Wenn du Gott zum Lachen bringen willst, erzähle von deinen Plänen.»

Auf den Witz vom Bischof von Bozen hin wurde ich prompt versetzt. Nicht wegen Kritik an meiner Kirche. Angeblich. Strafversetzt will ich es nicht nennen. Denn es ist ja, wie gesagt, keine Strafe, in der Provinz Gottesdienst zu feiern. Eine gute Prüfung war es. So wurde ich im Jahr des Herrn 95 *Anstaltspfarrer*. Und das ist auch gut so. Denn Schicksal hat doch immer mit Gott zu tun. Bei mir in der praktischen Umsetzung, meinen schweren Jungs den Glauben durch Heiterkeit ein wenig zu erleichtern. Es gefällt selbst den Nichtgläubigen meiner «geschlossenen Gesellschaft» zumindest, dass ich mich als Christ nicht an diesen alles verzeihenden zuckrigen Christus halte. Ich liebe heute noch immer jenen kompromisslosen Tempelstürmer weitaus mehr als den *Wasser-zu-Wein-Macher*, den Süßholzraspler. Das passt nicht

zum Holz, an dem Jesus hing. Streng genommen habe ich ja als Geistlicher den Gedanken weiterzutragen, dass Gott den Menschen nach seinem Ebenbilde schuf. Mir scheint, dass dies andersherum gelaufen ist: Der Mensch schuf sich Gott nach seinem eigenen Bilde. Mein Gott war dem Bischof als Satire zu ironisch. Meine Kirche ist nicht ironisch. Während Satire nicht ohne Ironie auskommt, kommen die Religionen bestens ohne sie aus – denn wer keinen Humor hat, wird ihn auch nicht vermissen. Ich aber wanderte mit Humor in den Knast und setze meinen Glauben der Nächstenliebe sehr praktisch ein. In mir kämpfen zwar immer mal wieder die katholischen Paschotkas mit den jüdischen Lewinskis, aber das ist mein Credo: Ein jüdischer Don Camillo bin ich. Bella Italia. Ich kam nur bis Waldheim.